

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 198.

Freitag, 25. August.

1916.

(18. Fortsetzung.)

Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Räte van Beek.

[Nachdruck verboten.]

IV.

Leicht war dieser Kampf nicht, wenngleich der Gegner schon mit geschwächten Kräften dasaß. Sein Widerstand war doch noch wild genug.

Aber Frau Minchen schreite vor nichts zurück. Erst ließ sie den ganzen Schwoll seines Hornes sich ergießen, dann begann sie ihn zu widerlegen und die Sache von ihrem Gesichtspunkt aus zu beleuchten.

Gegen die einmal gelöste Verlobung konnten sie nichts mehr tun, geschehen war geschehen. Damals erstarb jeder Widerstand daran, daß sie schon versetzt, jetzt daran, daß sie schon gelöst war. Frau Minchen tauchte ihre Waffen in das Gift heimlichen Hohnes, den ihr Mann pustend und fauchend verstand und schweigend einstießt.

Gut, aber das Frauenzimmer mußte aus dem Hause, und der Lümmel —

Eugen sei ein Mann, der sich nicht mehr am Gängelbande führen ließe, ihr Sohn, mit dem Erbteil ihres zielbewußten Willens, außerdem ihr Sohn mit dem Erbteil ihres Vermögens, das ihn in die Lage setze, ein armes Mädchen zu heiraten, genau so, wie sie einst einen armen Mann geheiratet habe.

Alles Reminiszenzen an die erste Verlobungsdebatte, die Vater Fritz zähneknirschend gleichfalls einsteden mußte.

Aber das Frauenzimmer müsse fort —!

Frau Minchen schüttelte den Kopf. Das umschuldige Kind! Und ob ihr Fritz nicht wisse, daß Widerstand das beste Mittel sei, ein Verlangen zu stärken und zu vertiefen, und daß jede Ungerechtigkeit, die er an Ludovika ausübe, ihm nicht nur das Herz des Sohnes entfremde, sondern diesen zwinge, nur desto fester zu der umschuldig Angegriffenen zu halten. Ganz diplomatisch, ganz ruhig, sanft und klug redete sie ihrem Fritz an, nebenbei einfließen lassend, daß sie doch auch ein Wort mitzureden habe, und daß sie wünsche, Ludovika bei sich zu behalten.

Ob ihr Fritz sich das Geschehene nicht mal erst richtig überlegen wolle? Vielleicht, daß man den jungen Leuten eine Prüfungszeit auferlege, in der Eugen sich noch etwas draufsetzen in der Welt umfahre und Ludovika für den Beruf einer Gutsfrau erzogen würde?

Darüber lachte Fritz Niedel grimmig auf. „Bon der Lumpenbagage eine zur tücht'gen Frau erzieh'n? Haha? Unkraut im Weizen, Unkraut, — weiter nichts!“

Aber Frau Minchen ließ nicht nach und allmählich polterte der Horn ihres Fritzens weniger laut. Ein gewisses Ermüden und Nachgeben kam, und als die teure Gattin endlich das Zimmer verließ, nahm sie sein Versprechen mit, sich die Sache zu überlegen und vorläufig keinen ungerechten Eingriff in sie zu tun.

Schwüle lag über dem Gutshause, aber nach zwei sehr bedrückten und unbehaglichen Tagen war alles nach Frau Minchens Wunsch und Vorschlag geordnet.

Fritz Niedel hatte in diesen Tagen an seinem bisher so fügsamen und blind mit seinem Willen und

seinen Bestimmungen gehenden Minchen sehr unliebsame Erfahrungen gemacht. Überall hatte sie durchschimmern lassen und betont, daß sie des reichen Amtmann Rothahns Tochter gewesen, die den armen Inspektor geheiratet, und daß sie infolgedessen Rechte und Macht habe.

Nie vorher war das geschehen und Fritz Niedel stand direkt verwirrt und verdutzt vor diesen Anmerkungen. Sie wurrten ihn und lärmten seinen sonst so festen, energischen Willen. Es lag nicht in seiner Natur, sich brutal dagegen aufzuleben und seine Arbeit in all diesen Ehejahren als Gegengewicht aufzuführen. Zum ersten Male in seiner Ehe fühlte er sich unfrei, fühlte er über sich eine Macht, deren Berechtigung er nicht ganz leugnen konnte und die ihn schließlich eben auch dazu zwang, den augenblicklich vorliegenden Verhältnissen nachzugeben.

Aber nicht vollkommen, schließlich blieb er doch der Mann im Hause und fügte sich nur in bestimmten Grenzen. Er stellte seine Bedingungen. Eugen sollte zu einem alten Freunde des Vaters auf dessen Gut nach Pommern gehen und Ludovika durfte in Molitten bleiben. Von Brautschafft konnte vorläufig natürlich nicht die Rede sein, denn erstens mußte die Entlobung erst etwas verwunden werden und zweitens verlangte der Vater unter allen Umständen eine von allen Versprechungen und Bündnissen freie Prüfungszeit der beiden jungen Leute.

Davon ging er nicht ab und er wußte wohl, warum er das verlangte. In dieser Prüfungszeit würde er all seine Kräfte anstrengen und kein Opfer scheuen, um das Frauenzimmer, seine Nichte, an irgendeinen anderen Schafskopf unterzubringen. Das mußte doch möglich sein. Schön war sie und schlau war sie, aus seinem Eugen machte sie sich nur so viel, wie er als Heiratsobjekt und gute Partie galt, aber wenn ein anderer kam, der mehr bot oder ihr besser gefiel, würde sie nicht zögern zuzugreifen, darauf wollte er, der Onkel, der seine Familie kannte, Gist nehmen. Also mit der Hoffnung mußte er arbeiten und nur in ihr ließ er sich zu der halben Anerkennung und Annahme der Vorschläge seiner Frau herbei.

Eugen war glücklich, total herausfreit von einem unfahrbaren Gefühl der Seligkeit. Er empfand zum ersten Male in seinem Leben wirklich dieses Leben als Lust und Himmelsgeschenk. Jeder Händedruck, den Ludovika ihm gestattete, war eine Gnade ohnegleichen, jeder Blick in ihr schönes Gesicht ein Glück, von dem er nie geträumt hatte. Diese wenigen, von Vaters grossen Born arg beschritten und getrübten Tage galten ihm als ausreichende Weakost für die lange, ferne Prüfungszeit, der er sich ohne Zögern und Widerspruch unterwarf. Dahinter lag ein so blühendes, herrliches Land, eine so himmelhöhe, grenzenlose Seligkeit, daß ihm die Opfer, die er dafür bringen sollte, im Hinblick auf den Gewinn ganz unwichtig und klein vorkamen.

Und Ludovika war auch mit Onkels Verlangen ein-

verstanden, sogar, ohne es zu wissen, in ganz gleichem Sinn wie dieser. Sie freute sich auch der Zeit, die sie dabei gewann und in der sich noch allerlei ereignen konnte, was ihr verlockender und reizvoller wäre als die Heirat mit dem langweiligen, unschönen und unschicken Better, der nur zwei Vorzüge hatte, erstens eine sehr gute Partie und zweitens ihr blind ergebener Sklave zu sein. Aber vielleicht fand sich inzwischen noch jemand, der gleichfalls diese beiden Vorzüge und nebenbei auch noch den wichtigen besaß, ihr zu gefallen. Sie würde suchen, diese Prüfungszeit wirklich als eine solche zu benutzen, alles zu prüfen und, wenn möglich, das Beste zu behalten, — genau wie es die Bibel, nach der sie sich sonst wenig richtete, anempfahl.

Nachdem Vater Fritz sich die Verhältnisse derartig zurechtgelegt und seinen Sohn so schnell als möglich aus dem Hause speditiert hatte, wurde er wieder gemütlich. Er wollte Frieden im Hause haben, und da sein Minchen nun einmal wie ein Drache über diesem Schönheitsschatz wachte und ihn unter keiner Bedingung hergeben wollte, so fand er sich darein und begann nur seinerseits an der Möglichkeit zu arbeiten, den Schatz anderweitig, auf seiner Familie ferngelegener Bahn, loszuwerden.

Zwischen ihm und Ludovika war kein Wort über die leidige Angelegenheit laut geworden. Alle Verhandlungen hatten den Umweg über Frau Minchen machen müssen und nur die Worfkargheit und das Vermeiden häuslicher Begegnungen, das Onkel Fritz in jenen ersten Kampftagen übte, waren sichtbare Zeichen des herrschenden Sturmes gewesen.

Nun brachten die neugierig herbeiströmenden Nachbarn, die umgehend alle erfahren hatten, daß die Verlobung zwischen Eugen und Paulinchen auseinander sei, den Familienverkehr sogleich wieder in die alten Bahnen. Da Fritz Riedel über den Grund und die Folgen dieser Entlobung nichts ins Publikum dringen lassen wollte, durfte auch niemand in seinem Verhalten zu der Richter eine Änderung merken. Es blieb eben alles, wie es war und was man auch munkelte und vermutete, man fand nirgends eine Bestätigung der Munkaleien und Vermutungen.

Auch nirgends eine Unzufriedenheit und Verdrießlichkeit. Beide Eltern erklärten auf mehr oder weniger indirekte Fragen, daß Eugen sich eines Irrtums seines Herzens bewußt geworden wäre, und daß sie, so unangenehm ihnen die Sache sei, doch niemals in den Willen und die Schicksalsbestimmung ihres Kindes eingreifen wollten. Man müsse solch subtile Dinge zart berühren und schweigend tragen, mit welch hübscher, zutreffender Nedwendung, die Frau Minchen wieder einmal dankbar ihrer Romanlektüre entliehen hatte, jeder Frager belehrt wurde, wie er zu handeln habe und wie die Gefragten zu handeln gedächten.

Und darüber fort lief das Leben im Niedelschen Hause in so flotten und beweglichen Bahnen wie nie vorher. Der Hausherr und sein Besuch begegneten sich in dem gleichen Streben, Geselligkeit in des Wortes vollster Bedeutung zu pflegen und Frau Minchen wurde dabei wieder jung und schwamm mit im Strome eines immer voller flutenden und sich reicher gestaltenden Verkehrs.

Ludovika hatte schon nach wenigen Wochen erkannt, daß von dem Landumgang, mit dem ihre Verwandten sich bis jetzt begnügt hatten, für sie nicht viel zu hoffen sei. Das waren meistenteils ältere Leute oder aber so junge, daß man mit ihnen nicht rechnen konnte, zudem spießig, langweilig und langsam. Sie würde versumpfen und ersticken, wenn sie allein auf diesen Kreis angewiesen sein sollte. Aber glücklicherweise hatte sie das nicht nötig, da die große Stadt mit ihren vielfachen Beziehungen so nahe lag und man sich von dort stete Anregung und Vergnügen holen konnte.

Buerst hatte sie Onkels Widerstand gegen diese Absicht befürchtet und auch gefühlt, aber jetzt, nach der Liebes- und Borneepisode, war dieser vollkommen geschwunden und sie wurde in ihren Wünschen sogar von

ihm unterstützt. Tante sagte überhaupt zu allem, was sie tat, Ja und Amen, und so hatte Ludovika es schnell zustande gebracht, sich das Leben auf dem Lande nach ihrem Geschmack und mit einem starken Zusatz städtischer Freuden zu gestalten.

Bruder Alfonso mußte mit seinen kameradschaftlichen Beziehungen den Anfang des Weges ebnen. Das war einer so schönen Schwester und so gastfreundlichen Verwandten gegenüber keine schwierige Sache. Die schöne Schwester hatte so wie so in Königsberg schon Aufsehen erregt. Sie besaß einen ganz anderen Typ als die schlichten Professorentöchter, die gediegenen Großkaufmannsfrauen und die vornehm zurückhaltenden Offiziers- und Landadeldamen. Einem viel verlockenderen und interessanteren, und sie war so wunderschön.

Die Freifrau Amalie hatte nicht umsonst geschrieben, daß die Männer ihr Märchenkind umflatterten wie die Schmetterlinge die Rose. Das war in Königsberg nicht anders wie in Berlin, die Schmetterlinge hatten auch hier Verstand und Geschmack für blühende, junge Rosen. Ein Nu erwuchs ein lebhafte Verkehr zwischen Stadt und Land.

Das Riedelsche Haus verwandelte sich in Zeit von wenigen Wochen in unglaublicher Weise. Seine stille, spießbürgerliche, im Gleichmaß der Tage fast erstarnte Physiognomie modelte sich unter Ludovikas Einfluß zu einer lebensvollen, genüßsüchtigen und modernen.

Frau Minchen lebte in einem Zustande vollkommener Bezauberung, der sie allem bestimmen ließ, was die schöne Nichte wünschte, und Onkel Fritz stimmte zu, weil der Zweck das Mittel heilte.

Und allmählich riss ihn seine lebensfrohe und im Grunde doch genüßsüchtige Natur selbst mit hin. Alles was während der Zeit seiner Ehe in ihm geschlummert und was der gewohnte, als notwendig und selbstverständlich erkannte Arbeitsgang der Tage nicht zum Aufstehen hatte kommen lassen, schoß nun lustig in die Höhe. Die Grundzüge eines angeborenen Temperaments wurden sichtbar und gewannen Gewalt über ihn. Er war gesellig, er liebt es, vergnügte Menschen um sich zu sehen, er trank auch gerne einen guten Tropfen in guter Gesellschaft, hörte gern lachen und lachte selbst mit; er protzte und prunkte auch gern ein bisschen: ich bin, — ich habe, — ich kann!

Das war bis jetzt alles nicht an ihm hervorgetreten. Der kleine Kreis der Nachbarn wußte, daß er war, daß er hatte und konnte. Davon wurde kein Redens gemacht und nicht danach gefragt. Aber nun, vor all den fremden Leuten, gewann das andere Gestalt und kam ihm erst recht zum Bewußtsein, daß er es weit gebracht, daß er ein großer, reicher Gutsherr, ein Mann von Stellung und eine Persönlichkeit sei. Außerdem der Onkel eines Kreisfräuleins!

Natürlich lachte er darüber spöttisch, aber es war doch immerhin auch ein Ding, das seinen Wert hatte, — er merkte es überall. Die Herrn Leutnants, die hervorragend in seinem Hause verkehrten, trugen auch vielfach hohe Namen. Es war wirklich eine piffeine Gesellschaft, die er bei sich sah, und es schmeichelte ihm riesig. Keiner der Nachbarn hatte solch einen Umgangskreis. Bloß, daß sie leider alle nicht mehr besaßen als diesen vornehmen Namen und selbst auf eine gute Partie losgingen.

Er freute sich nur, daß sein Goldfasan noch nicht so weit war. Das hätte eine hübsche Jagd geben können und gegönnt hätte er sie keinem, trotzdem es alles nette, amüsante Kerls waren. Gut, daß ihn diese Sorge noch nicht plagte. Der Goldfasan unterstützte ihn darin; er war scheu wie ein wirklicher Goldfasan und ließ sich in der Jagdgeellschaft nicht blitzen. Das Mädel war ganz komisch! Manchmal dachte er, daß sie sogar ihm aus den Fingern glitte, so zog sie sich von allem zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Der Tod begleitet den Menschen wie sein Schatten.

Aus neuen Briefen Christianes an Goethe.

Hundert Jahre nach Christiane von Goethes Tode treten zum erstenmal ihre und des Dichters Briefe gesammelt an die Öffentlichkeit. In zwei statlichen Bänden erscheint Goethes Briefwechsel mit seiner Frau in den nächsten Tagen im Verlag der Literarischen Anstalt Rütten und Loening zu Frankfurt a. M., herausgegeben von dem bewährten Goetheforscher Professor Dr. Hans Gerhard Gräf. 601 Briefe sind hier vereinigt — 354 von Goethe, 247 von Christiane. Das ist — falls nicht zufällig noch einzelne Schriftstücke aufzutauen — alles, was von der durch fast ein Vierteljahrhundert fortgesetzten Korrespondenz erhalten geblieben ist; leider ist vieles vernichtet oder verloren gegangen. Große, gelegentlich unüberwindliche Schwierigkeiten bot dem Herausgeber die Entzifferung der Orthographie, mit der Christiane in noch ärgerer Fehde lag als Frau Rat Goethe. Um den Lesern den Genuss der Briefe zu vermitteln, gab es nur ein Mittel: alles in unsere Orthographie zu übertragen. Wenig war bisher von den Briefen Christianes bekannt; so gewinnen wir jetzt ein völlig neues Bild von Goethes Hausfrau. Jeder wird bei der Lektüre dieses Briefwechsels, der ein wahres „document humain“ ist, erkennen, daß die frohe, gefunde unverbildete Christiane mit ihrem nicht leicht zu erschütternden sonnigen Humor dem „furchtbaren Lebensernt“ unseres größten Dichters das richtige und notwendige Gleichgewicht hält. Mit allen Fasern ihres Herzens hing sie an ihm. Einmal fahren Christiane und der kleine August ein Stück Weges mit Goethe, der sich, wie so oft, nach Jena begab. Nach der Rückkehr sieht sie sich gleich hin, um mitzuteilen, daß sie mit dem Kinde wieder gut in Weimar angelommen ist.

„Stell Dir vor“, gesteht sie dann, „wie lieb Dich Deine beiden Hosen haben: wie Du in Kötschau von uns weg warst, gingen wir raus und sahen auf dem Berg Deine Flutsche fahren, da fingen wir alle beide eins an zu heulen und sagten beide, es wär uns so wunderlich“. Ein andermal trafen sie sich in demselben Dorfe. Da muß sie gleich am anderen Tag wieder ihrem Herzen Lust machen und ihr Glück dem Papier anvertrauen, wenn sie auch eben nicht sehr geschwinde mit der Feder und ihr das Hantieren mit Tinte und Gänsefiedel stets ein saures Stück Arbeit war, saurer als alle Hausharbeit, in der allein sie sich so recht in ihrem Element fühlte: „Lieber Schatz, es ist doch sehr gut, wenn man sich recht lieb hat! Es ist mir heute noch eine so angenehme Erinnerung, wenn ich mir denke, daß wir uns so vergnügt sahen und sprachen und lieb hatten. Nur sehr schlecht war mir zu Mute (sie schreibt buchstabengetreu: „sätz wahr mier zu mude“, was Goethe mit Bleistift berichtigte) —, wie ich so allein zu Hause ankam. Dem Kinde sagt ich es, und er freute sich sehr über die Soldaten, fragt aber gleich: „Wenn kommt denn aber mein liebes Bäckerchen?“ Leb wohl und behalte lieb Deinen Schatz. Viele Grüße von Bübchen.“ Bald darauf heißt es: „Pfingsten, das liebliche Fest, ist dieses Mal nicht lieblich, denn ich sitze zu Hause, und mir ist alles verdrücklich. Und um vergnügt zu werden, muß ich an Schatz schreiben, und es ist mir schon, als ob es besser wär. Das Wetter ist aber sehr nüchtern. Wenn ich mir die 2 Tage denke, daß mir (so schreibt sie stets statt „wir“) bei Dir waren, freue ich mich noch immer; wir waren doch sehr vergnügt. Und ich und das Bübchen sprechen immer: es ist doch ein gutes Bäckerchen.“ Im Sommer 1797 nahm Goethe, der zum drittenmal in die Schweiz reiste, seine „Hausfreundin“ und seinen Sohn, die er jetzt testamentarisch zu Erben einsetzte, mit nach Frankfurt, um sie dort seiner Mutter vorzustellen.

Von der Rückfahrt berichtet sie aus Hanau in Eile: „Ganz zufrieden bin ich freilich nicht, daß Du, mein Lieber, nicht bei mir bist, ich will mich aber recht gut aufführen und nicht gramseln und mir nur immer denken, wie lieb Du mich hast und wie gut Du es mit mir meinst. Ich danke Dir noch für alle Liebe und Güte. Ich bin nur zufrieden, wenn ich mir denke, daß der gute Schatz bei der lieben Frau Rat ist, wo es Dir gut geht.“ Die Fahrt bis Weimar beschreibt sie dann tagebuchartig genau, anmutig und anschaulich. Aber als Goethe ihr Nachricht gibt, daß er Frankfurt verlassen und in die Schweiz reisen will, ist sie sehr unglücklich über die bevorstehende lange Trennung: „Wenn ich mir es gleich schon lange

vorgestellt habe, daß Du reisen würdest, so ist es mir doch heut, als ich Deinen Brief erhielt, sehr schwer aufgefallen. Ich und das Kind haben beide sehr geweint. Es soll nach der Schweiz auch wegen des Kriegs über aussehen. Ich bitte Dich sehr, schreib mir nur bald. Und wenn Du in der Schweiz bist, las mich auch immer etwas von Dir hören, und ich bitte Dich um alles in der Welt, gehe ich nicht nach Italien! Du hast mich so lieb, Du läßt mich gewiß keine Fehlbitte tun. Was mich die Menschen hier ängstigen, daß Du nach Italien gingest, das glaubst Du gar nicht; denn einen hat es der Herzog gesagt, der andere weiß es von Dir gewiß, ich will gar keinen Menschen mehr sehen und hören. Lieber, Bester, nimm es mir nicht übel, daß ich so gramsele, aber es wird mir diesmal schwerer als jemals, Dich so lange zu entbehren; mir waren so aneinander gewöhnt. Die Wege in den Garten sind nicht allein groß, alles im Hause kommt mir groß und leer vor. Wiebe ja nicht so lange aus, ich bitte Dich sehr. Ich fröste mich immer damit, daß Dir das Reisen zu Deiner Gesundheit dienlich, weil Dir das zu Hause Sorgen doch nicht gut ist; aber gebe nur nicht weiter als in die Schweiz. Du glaubst gar nicht, wie lieb ich Dich habe, ich träume alle Nacht von Dir...“ Von wahrer, inniger Liebe sind alle Briefe Christianes erfüllt. Noch zehn Tage vor ihrer letzten Krankheit fing sie einen Brief an: „Ich freue mich unendlich, daß Dir's gut geht, denn das ist ja unser aller Glück... Die Bestätigung Deines Wohlbefindens aus dem Munde des Kanzler Müller hat mich sehr vergnügt...“



Aus der Kriegszeit.

Ein Opernabend hinter der Feuerlinie. Die folgenden Eindrücke eines polnischen Opernabends hinter der Feuerlinie finden sich in einem Stimmungsbild, das das nächste Heft der Schaubühne dem in Kürze im S. Fischer-Verlag erscheinenden „Kriegstagebuch eines Ungarn“ von Franz Molnar entnimmt: „Ein voller Buschraum, warme, duftende Atmosphäre, defolzierte Damen, Fräule, Theatergäste, Sänger, Smokings, Güter, Blumen, Logen, Parfüm, Orchester, siebernde Premierenstimmung. . . Herren beugen sich flüsternd über entblöhte Schultern. . . Noch am Nachmittag führen unsere Dreißiger-Mörser am Theater vorbei. Zwischen Kanonen, Drahtverhauen und Lagerfeuern kam ich ins Theater, noch vor wenigen Tagen drohte der Stahlchor der Panzerseiten, und das hier ist nun Theater, was mehr, eine Oper, ja sogar eine Opernpremiere. . . Ich bin todmüde. Wir hatten den Tag im Rußland verbracht. Ich war über verschneite Gräber geschritten, hatte in einem Walde Blut gesehen. Verschossene Häuser, franke Husaren, im Wust heabgeschossener Tannenhäuse den Abfall des Krieges, der jetzt die halbe Welt bedeckt: leere Konservenbüchsen, Unmengen von blutigen Flehen, Unterwäsche. . . Dann wieder Holzkreuze im Schnee. Wer ist der Autor? Der Autor ist Herr Walewski. Seine Oper ist einzigartig. Es ist bereits finster. Herr Walewski dirigiert sein Werk persönlich. . . Der Vorhang geht hoch, im Hintergrund sind Felsen, im Hintergrund die verschneite polnische Ebene, dieselbe, die ich vormittags sah. Als ob die hintere Wand des Theaters weggerissen worden wäre. Was kümmerle mich, daß Herr Walewski jetzt überraschend von C-Dur in E-Dur übergeht. Herr Walewski ist ein führer Mann. Man muß ein wenig blinzeln mit zusammengezogenen Lidern hinschauen, dann gleicht der Hintergrund wirklich ganz der weißen russischen Ebene. Meinetwegen kann Herr Walewski aus C-Dur übergehen, in was er will. Ich zische leise nach dem Villeneur, einen Zettel, bitte, ich muß doch wissen, was die russische Ebene hier zu suchen hat. Der vor mir sitzende Herr wendet sich um und reicht mir seinen Zettel. Dabei fragt er: „Der Herr ist Kriegsberichterstatter?“ „Ja,“ flüsterte ich. Jetzt fällt mir ein, daß ich die schwartzgelbe Armbinde mit den silbernen Buchstaben nicht abgelegt habe. Er ist Privatdozent an der Kreuzauer Universität. Freut mich sehr. Er unterrichtet Geschichte. „Bitte, was soll diese Ebene hier?“ Über diese Ebene wandert Twardowski, der berühmte polnische Bauwerker, und er ist unschlüssig, ob er die Freuden des Lebens oder den Krieg erwähnen soll. Der Autor ist ein junger polnischer Komponist. Es ist heute ein großer Tag für uns.“ „Wirklich?“ „Ja.“ Pause. Der Herr wendet sich wieder zurück. „Sie sind Ungar?“ Ich bin verblüfft. „Woher wissen Sie das?“ „Sie haben vorhin mit einem Hauptmann Deutsch gesprochen, und Ihre Ausdrucksweise.“ „Ja.“ Bitte, schreiben Sie doch, daß die polnische Nation die unglücklichste Nation der Welt ist. Der ganze Krieg wütet in unserem Land. Von 4 126 000 Polen kämpfen 340 000 unter deutschem Kommando. Bei uns hier wohnen 4 500 000 Polen, davon sind 400 000 Soldaten. Ach, mein Herr, denken Sie doch, wie entsetzlich es ist. In Rußland leben 12 Millionen Polen,

von denen stehen 800 000 Dienstpflichtige 740 000 österreichischen und deutschen Polen gegenüber! . . . Schreiben Sie auch, daß Krakau das Zentrum der polnischen Kultur ist. Hier sind die Universitäten, hier finden die Premieren der polnischen Autoren statt . . . „Und Warschau?“ „Warschau: das ist das polnische Paris. Krakau: das polnische Göttingen. Warschau: das ist das große Leben, der Reichtum, der Luxus, das Amusement, das Geschäft. Krakau: die polnische Wissenschaft, Literatur, Malerei, patriotische Politik, Geschichte, Forschung. Ach, schreiben Sie doch, wie unglücklich dieses Volk ist.“ Mirs ein leises Zischen gegen unsere Konversation. Herr Walewski stürmt jetzt im Orchester auf, jaucht und braust. Twardowski, der berühmte polnische Bauer, hat den Ruhm gewährt. Donnerader Applaus. Der Vorhang fällt. „Walewski, Walewski!“ Ein kleiner, besträcker Herr verbeugt sich, blaß und glückselig. Applaus und Geprußl. Erfolg. Jetzt ärgert mich nicht mehr, daß man Theater spielt. Dieser Abend ist von A bis Z eine durchaus polnische Angelegenheit. Man schreit und klatscht gegen Rusland. Für die Freiheit Polens. Es ist ein schöner Augenblick. Ich möchte das Dach des Theaters aufstoßen wie den Deckel einer großen Kiste, damit dieses heutige-wilde Triumphgeheul weit durch die verschneite Nacht bis zu den Russen hinföhne. . . . Herr Walewski, mit der Grimasse der Bühnenglücklichkeit im blässen Gesicht, verbeugt sich noch immer. „Es lebe Polen!“ ruft der Professor. . . . Es ist aus. „Habe die Ehre,“ sagt der Professor und geht nach der Garderobe. Ganz wir im Kopfe folge ich ihm; meine plumpen Nagelschlüssel tragen mich wie irgendeine zauberhafte Geismaschine. Hinter mir erhebt sich mit lautem Stampfen das ganze Theater. „Es lebe Polen!“

Das trinklustige England. Während man vor dem Kriege allgemein der Ansicht war, daß einzig Rusland durch seinen Verbrauch alkoholischer Getränke über die Grenzen des Normalen gehe, zeigte der Kampf der englischen Regierung gegen den Ausschank alkoholischer Getränke, daß auch die sprichwörtlich als nüchtern betrachteten Briten einem belebenden Tropfen nicht abhold sind. Unendlich ist die Zahl der von der britischen Regierung seit Kriegsausbruch erlassenen Ermahnnungen, Verbote und Gesetze zur Verminderung des Alkoholverbrauchs im Inselreiche. Aber all dies hat so wenig gebracht, daß auch heute noch die Trunksucht breiter Schichten der Bevölkerung den amtlichen Organen keine geringe Sorge bereitet. Neuerdings wird die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Frage durch einen Aufruf des englischen Komitees der nationalen Sparsamkeit gelenkt, der in Hunderttausenden von Exemplaren die Häusermauern bedeckt. In diesem Aufruf wird betont, daß trotz aller einschränkenden Verfügungen in England im Verlauf des letzten Jahres nicht weniger als 360 Millionen Mark für alkoholische Getränke ausgegeben wurden. Im Hinblick auf die dringende Notwendigkeit, alle Ausgaben auf das unerlässlichste einzuschränken, müsse man hier von einem Verhalten der Bevölkerung sprechen, das im krassesten Gegensatz zu dem gerade jetzt so notwendigen Patriotismus stehe. Die tägliche Ausgabe von ungefähr zehn Millionen Mark zum Aufkauf alkoholischer Getränke, wie Schnäpse, Wein und Bier, sei unmöglich und bedeute eine erhöhte Gefahr für die Nation, da nicht nur der Geldbeutel, sondern auch die Gesundheit und somit die industrielle Leistungsfähigkeit des Landes hierdurch schwer betroffen würden. Darum hoffe das Sparsamkeitskomitee, durch seinen an das englische Gemüt gerichteten Aufruf zu erreichen, was den Drohungen der Regierung bisher nicht gelungen ist.

Die Freuden des russischen Landlebens. Die infolge des ungestraft hausenden Raubgesindeis in den russischen Sommerorten herrschende Unsicherheit wird im „Ruhjoje Slovo“ charakteristisch wiedergegeben. Der russische Städter, schreibt das Blatt, der sich vor der Unruhe des Kriegs in die stillen Sommerorte flüchtet, macht gegenwärtig so schlimme Erfahrungen, daß ihm oft nichts übrig bleibt, als so schnell wie möglich heimzufahren, falls er es nicht vorgeht, sich völlig auszurauben zu lassen. Die Hausfrau auf dem Lande, die ihre Gartenbeete in Augenschein nimmt, und schon Pläne schmiedet, wie sie die schönen Erträge für die Kriegsernährung der Familie mit hoher machen könnte, sieht sich schon am folgenden Morgen aller Mühe entbunden, denn die Sträucher und Beete erweisen sich als — abgeerntet. Selbst mit Stacheldraht umgebene Rosenstücke werden nächtlicherweise geplündert. Während man sich noch Sonnenuntergang auf der Gartenterrasse Leim Teetisch noch über derartige Vorkommenisse unterhält, kommen zwei Männer auf dem Rasen, springen ab, stellen ihre Nüder an die Gartentreppen und schreiten auf dem breiten Gartenweg dem Hause zu. Man vermutet, es seien Handwerker oder Lieferanten, die dem Haussmädchen etwas ausrichten wollen. Nach kurzer Zeit kehren die jungen Männer zu

ihren Nüdern zurück, beladen mit einer Nähmaschine und ein paar Kassetten, und machen sich auf und davon. „Haben Sie etwas zum Berechnen abgegeben?“ fragt hinterdrein die Hausfrau das Mädchen. „Ich glaube, die Varina (Herrin) hätte die Leute bestellt“, lautet die Antwort. Noch hat man sich von diesem Schreden nicht erholt, als am folgenden Morgen die Damen von dem gegenüberliegenden Landhaus hereinströmen: „Hören Sie schon, was sich in dieser Nacht bei uns zugetragen hat? Wir waren schon alle zu Bett, als drei Männer leise ins Haus kamen, indem sie über den Hinterzaun kletterten, so daß die Hunde vorne nichts merken konnten. Die Diebe schritten an den Betten vorbei, und vor Entsetzen fielten wir uns alle schlafend. Wir waren aber Zeugen, wie sie die Uhren, die Geldbörsen, die Mappen mit Geschäfts-papieren, das Silberzeug und selbst unsere Kleider einpackten und forttrugen.“ Die Stunde von den sich wiederholenden Diebstählen veranlaßte schließlich die meisten Familien, die ganze Nacht über ihre Häuser hell erleuchtet zu lassen. Diese Vorsicht aber war den Räubern sehr gelegen. Sie kamen, ausgerüstet mit Revolver, und konnten in den hellen Räumen bequem die Werkzeuge suchen, nach denen ihr Herz begehrte. Solche Fälle sind typisch und noch weit häufiger als im vorigen Sommer. Je schöner die Sommertage sich gestalten, desto mehr rüstet man sich zur Heimkehr nach der Stadt. Wie drückend auch die Hitze, wie stark auch das Verlangen ist, im Grünen zu weilen. — es ist unmöglich, dem Gesindel standzuhalten. So enden für viele Familien die Sommerfreuden bei Moskau und Petersburg.

Eine merkwürdige Passeintragung. Die durch den Krieg begründeten außerordentlichen Schwierigkeiten des gegenwärtigen Reiseverkehrs haben eine Hochflut von Pässen und anderen amtlichen Dokumenten gezeitigt, ohne die es in Europa kaum möglich ist, aus einem Land in das andere zu gelangen. Über eine Passeintragung, die aber alles bisher Dagewesene an Originalität übertreffen dürfte, weiß das Pariser „L'Œuvre“ in seiner jüngsten Ausgabe zu berichten: „Es ist allgemein bekannt,“ sagt das Blatt, „daß zur Erlangung einer Reiseerlaubnis von Frankreich nach England nicht nur ein ganzer Koffer voll amtlicher Papiere notwendig ist, sondern daß man auch den ernstlichen Zweck der Reise einwandfrei beweisen muß. So wurde auch ein junges Mädchen, das dieser Tage zwecks Reiseerlaubnis nach England auf einem französischen Bahnhof erschien, nach dem Grund dieser Reise befragt. Als sie geantwortet hatte, daß sie English lernen wolle, erklärte der Beamte, daß er die Reiseerlaubnis nur ausstellen könne, wenn sie sich die Notwendigkeit, in England selbst die englische Sprache zu erlernen, auf ihrem Paß bestätigen lasse. Am nächsten Tage erschien dann auch die reiselustige junge Dame wieder auf dem Amt und wies den Paß vor, der die folgende höchst sonderbare Eintragung enthielt: „Ich, unterzeichnete staatlich geprüfte Lehrerin, bestätige, Fräulein F. . . . englische Stunden gegeben zu haben. Ich vermag auf Chre und Gewissen zu versichern, daß Fräulein F. . . . sich als eine beflagendwerte unbeküpfte Schülerin erwies und daß sie trotz der zahlreichen Stunden noch heute so wenig Ahnung vom Englischen hat, daß allein ein längerer Aufenthalt in London dieser Unwissenheit abhelfen könnte.“ Nun erst erklärte sich der gestrenge Paßbeamte befriedigt, und das talenlose Fräulein F. durfte ohne weitere Belästigung über den Kanal reisen.“

Die Raubvögel und die Bomben. Die zahlreichen im Kriege gemachten Beobachtungen über das Verhalten der Vögel gegenüber den verschiedenen modernen Explosionswaffen werden durch einen Bericht aus England bereichert, in welchem die merkwürdige Wirkung geschildert wird, die eine Bombe auf einen Raubvogel ausübte. Während auf einem Übungsort Bomben geschnellert wurden, senkte sich plötzlich ein Speber herab und näherte sich in Perpendikularebewegungen der Flugbahn der Bombe. Als die Flugrichtung des Projektils und die des Vogels einen rechten Winkel bildeten, erblieb der Vogel die Bombe, und im selben Augenblick senkte er in höchster Eile auf sie zu und versuchte sie erst von unten, dann von oben anzugreifen. In 300 Meter Höhe explodierte die Bombe, ohne dem Speber Schaden zu tun, da sie keine Ladung enthielt. Aus dieser Beobachtung schließt man, daß die Raubvögel sich nicht von den Bomben schrecken lassen, sondern im Gegenteil durch sie angelockt werden, da sie in ihnen eine heranfliegende Beute vermuten. Allerdings scheint dieser Einzelfall noch nicht genügend, um eine solche Verallgemeinerung als vollkommen sicher erscheinen zu lassen.